

DER 13. PATIENT

EIN MORD(S)LUSTIGER THRILLER



PATIENTEN:

DREA SUMMER, HEIDI TROI, ARIANA LAMBERT,
JENNIFER B. WIND, NADINE TEUBER, FIONA LIMAR,
STEFAN LOCHNER, ROBIN D. JENSEN, RANA WENZEL,
JULIETTE M. BRAATZ, NATALIE SCHAUER, MARI MÄRZ



DER 13. PATIENT

EIN MORD(S)LUSTIGER THRILLER



PATIENTEN:

DREA SUMMER, HEIDI TROI, ARIANA LAMBERT,
JENNIFER B. WIND, NADINE TEUBER, FIONA LIMAR,
STEFAN LOCHNER, ROBIN D. JENSEN, RANA WENZEL,
JULIETTE M. BRAATZ, NATALIE SCHAUER, MARI MÄRZ

Handlungen und Personen sind frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Markennamen sowie Warenzeichen werden in diesem Buch in einem ausschließlich fiktionalen Zusammenhang verwendet.

DER 13. PATIENT

Die Mord(s)lustigen

Copyright © 2021

DIE TEXTWERKSTATT

www.korrekt-getippt.de

Cover-Grafik: Pixabay

DIE MORD(S)LUSTIGEN

Alle Rechte vorbehalten.

Besucht uns online:

die-mordslustigen.jimdosite.com

www.facebook.com/DieMordslustigen

www.instagram.com/die.mordslustigen

Inhalt

| | |
|-----------------------------|----|
| Inhalt..... | 4 |
| Nadine Teuber | 5 |
| Rana Wenzel..... | 8 |
| Juliette M. Braatz | 12 |
| Drea Summer | 15 |
| Robin D. Jensen..... | 18 |
| Stefan Lochner | 21 |
| Fiona Limar | 25 |
| Jennifer B. Wind | 28 |
| Robin D. Jensen..... | 32 |
| Natalie Schauer..... | 35 |
| Ariana Lambert | 38 |
| Mari März..... | 41 |
| Nadine Teuber | 45 |
| Rana Wenzel..... | 49 |
| Juliette M. Braatz | 53 |
| Drea Summer | 56 |
| Robin D. Jensen..... | 59 |
| Stefan Lochner | 62 |
| Heidi Troi..... | 65 |
| Fiona Limar | 67 |
| Mari März..... | 71 |
| Natalie Schauer..... | 75 |
| Ariana Lambert | 78 |
| BLIND DATE MIT DEM TOD..... | 81 |

Nadine Teuber

»Die Hand auf die Klinke, runterdrücken, eintreten!«, murmelte Stefan vor sich hin und starrte auf das messingfarbene Ungetüm vor ihm. »Die Hand auf die Klinke!«

Er wusste selbst nicht, was so schlimm daran war, durch diese Tür zu treten, und doch troff ihm der Schweiß aus allen Poren.

»Die Hand auf die Klinke!«

Seine Stimme wurde lauter. Als ob er diesen Befehl befolgen würde, wenn er ihn nur nachdrücklich genug aussprach.

Mit der Linken, an der ein Paket Toilettenpapier baumelte, packte er sein rechtes Handgelenk und zerrte das unfolgsame Stück aus der Jackentasche. Stefan wollte es so sehr, warum verweigerte seine Hand nur den Dienst?

Triumphierend deponierte er sie auf der Klinke und ließ das Handgelenk los. »Runterdrücken, runterdrücken, runterdrücken!«, murmelte er immer wieder, doch jetzt weigerte sich sogar die brave Hand, nachzuhelfen.

Stefan atmete tief durch und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Er lag gut in der Zeit und hatte es noch nicht eilig. Die anderen würden erst im Laufe des Nachmittags eintreffen, bis dahin hätte er es

längst geschafft. Schließlich war er relativ schnell hierhergekommen und vor dieser Tür gelandet. Zu jedem einzelnen Schritt hatte er die verräterischen Füße überreden müssen, doch letztlich war es ihm gelungen. Nur drei Stunden hatte er durch den verwilderten Garten gebraucht. Wenn er weiterhin so schnell vorankam, konnte er sich noch eine Dusche genehmigen und die frische Wäsche aus seinem Rucksack gegen die durchgeschwitzte eintauschen.

Also gönnte er sich eine Verschnaufpause. Seine Hand lag auf der Türklinke. Ein Meilenstein.

Ob sie wirklich alle kämen?

Ob sie auch alle so aufgeregt waren wie er?

Zehn Jahre waren eine lange Zeit, vielleicht hatten sie sich so sehr verändert, dass Stefan sie nicht wiedererkannte.

Er selbst hatte sich definitiv nicht verändert, so sehr er es auch stets versuchte. Noch immer waren da diese blöden Panikattacken, wenn es galt, durch eine Tür zu treten. Schaffte er es jedoch in einen Raum, war das Problem Geschichte.

Wie gut, dass sein Arbeitgeber Homeoffice propagierte und Stefans Wohnung aus nur einem großen Raum bestand. Die einzelnen Zimmer wurden durch unterschiedliche Fußbodenbeläge deutlich gemacht, nicht durch Wände. Lediglich das Badezimmer war durch eine Milchglasscheibe vom Rest getrennt. Die einzige Tür in seiner Wohnung war

die nach draußen. Und die zu öffnen, stellte nur dann ein Problem dar, wenn er hinauswollte, nicht aber, wenn der Lieferdienst seine Supermarkteinkäufe vorbeibrachte.

Heute Morgen hatte er sich ein Schnippchen geschlagen und eine Packung Toilettenpapier zu Punkt sieben Uhr liefern lassen. Mit dem Rucksack auf dem Rücken hatte er an der Tür gewartet, und als sie einmal offenstand, war er innerhalb einer Stunde hindurchgetreten.

Ja, das war leicht gewesen. Und jetzt?

Wie oft hatte er damals mit seiner Macke für Lachflashes gesorgt. Und nicht nur Stefan. Es gab Gründe, weshalb die Pfleger sie die Mordslustigen genannt hatten. Stefan und die anderen hatten seinerzeit die Klapse – pardon, Nervenklinik – ordentlich aufgemischt. Und jetzt, nach zehn Jahren, trafen sie alle wieder hier aufeinander.

Ihr Jubiläumstreffen.

Alle zwölf.

Oder würden es dreizehn sein?

Dass die Psychiatrie mittlerweile geschlossen war, kam ihnen zugute, denn so könnten sie sich hier treffen, als wären sie nie weg gewesen. Und deshalb bemerkte auch niemand, dass er seit Stunden mit der Hand auf der Türklinke den nächsten Schritt abwartete. Der nächste Schritt, der nicht wie geplant verlief, denn plötzlich öffnete sich die Tür.

Rana Wenzel

Nadine schreckte mit dem beklemmenden Gefühl hoch, beobachtet zu werden. Ihr Herz galoppierte, während sie gedankenverloren über ihren Arm rieb. Etwas hatte sie geweckt.

Nein, jemand.

Jemand hatte ihren Arm berührt, an genau dieser Stelle, die jetzt unangenehm juckte. Mit fahrigem Bewegungen kratzte sie sich. Ihr Blick huschte unstill durch den Raum, in dem sie sich zu einem Mittagsschlaf hingelegt hatte. Ihr altes Zimmer. Verhasst und vertraut zugleich. Es war ein Gefühl, wie nach Hause zu kommen. In ein Zuhause, das nicht nur schöne Erinnerungen barg.

So sehr hatte Nadine gehofft, endlich herauszufinden, wer sich hinter dem Schatten verbarg, den sie immer wieder in ihrer Nähe bemerkte, der aber sein Antlitz nie zeigte. Es war ihr bis heute nicht gelungen.

Die Polizei hatte ihr damals nicht geholfen, als sie Strafanzeige gegen unbekannt wegen Stalkings stellen wollte. Die Beamten hatten ihr schlichtweg nicht geglaubt. Dabei war sie als erfolgreiche Thriller-Autorin geradezu prädestiniert, auch etwas schräge Fans unter ihren Lesern zu haben.

Das Jucken wurde stärker, als sie an jene Tage vor

zehn Jahren zurückdachte.

Sie kratzte heftiger.

Weil sie darauf bestanden hatte, dass es diesen Stalker gab und vielleicht ein klitzekleines bisschen zu nachdrücklich darauf beharrt hatte, war sie an diesen Ort gebracht worden. Man hatte ihr versprochen, dass man sie hier vor dem Stalker beschützen würde. Sie hatte den Männern nicht geglaubt, sich abgeschoben gefühlt.

Doch dann hatte sich Fiona liebevoll um sie gekümmert und all ihre Freunde aus der mordslustigen Schreibgruppe. Sie hatten eine großartige Zeit verlebt, und so lange Nadine in Gegenwart ihrer Freunde war, traute sich auch der Schatten nicht zu ihr. Nur manchmal, in Momenten wie jetzt, kam er und berührte sie. Nicht unsittlich, nein, das nie. Eher so, als wollte er sie wachrütteln.

Unwillkürlich kratzte sie fester.

War er ihr etwa bis hierhin gefolgt?

Nadines Blick heftete sich auf das Milchglasfenster der Zimmertür. Just in dieser Sekunde huschte jemand den Gang entlang. Sie hörte die Schritte und sah – den Schatten.

Er war also tatsächlich hier.

Mit einem Satz sprang sie aus dem Bett und stürzte zum Fenster. Als ob das einen Fluchtweg bot! Bekanntlich waren dort dicke Gitter angebracht. Sie war dem Schatten ausgeliefert. Warum bloß war sie

heute Vormittag als Erste angereist? Sie hätte es wie alle anderen so einrichten können, erst am Nachmittag einzutreffen. Wenn doch wenigstens einer der Kollegen schon hier wäre!

Sehnsüchtig sah sie in den verwilderten Garten hinunter. Da! Da war er wieder. Und sie bildete ihn sich ganz sicher nicht ein. Der Schatten war real und zum ersten Mal konnte Nadine sein Gesicht sehen. Fast wäre sie in Triumphgeheul ausgebrochen.

Doch dann wurde ihr klar, dass sich der Mann in die falsche Richtung bewegte. Er kam auf das Haus zu. Der Schatten auf dem Gang konnte doch unmöglich so schnell dorthin gelangt sein, wo derjenige jetzt war.

Nadine sah genauer hin. Mit eigentümlich langsamen Bewegungen arbeitete sich der Besucher vorwärts, als sei der Garten ein schier undurchdringliches Dickicht. Die Hand zur Tür ausgestreckt, wirkte er wie ein Schlafwandler, der sich durch Gelee kämpft.

Und plötzlich wusste sie, wen sie vor sich hatte: Stefan! Ihr lieber Freund Stefan war da! Äußerlich hatte er sich verändert, aber diese Angewohnheit, sich außerhalb seines Zimmers wie in Zeitlupe zu bewegen, hatte er beibehalten.

Nun ja, warum auch nicht. Alte Verhaltensmuster waren hartnäckig. Ihr Schatten war Nadine schließlich auch bis hierher gefolgt. Sie wandte sich zur Tür, um

hinunterzueilen und Stefan zu begrüßen, da ertönte ein markerschütternder Schrei.

Juliette M. Braatz

»Scheiße! Was ist da draußen los?« Hektisch tastete sich Natalie an der Wand entlang Richtung Fenster. Die Glasscheiben waren vom Dreck fast blind, die Küchenleuchten hatten offenbar schon vor langer Zeit den Geist aufgegeben, und so lag der große Raum nahezu im Dunkeln.

Natalie war auf der Suche nach einem Messer gewesen, weil sie den anderen nicht traute. Weder damals noch heute. Den genauen Grund konnte sie nicht benennen, doch ihr Instinkt sagte ihr schon vor zehn Jahren, dass sie besser auf der Hut sein sollte.

Es kam ihr ziemlich verdächtig vor, nach all der Zeit eine Einladung zu erhalten. Zudem war diese verwahrloste Nervenklinik mitten in der Pampa ganz sicher nicht der perfekte Ort für ein erfreuliches Wiedersehen.

Leider hatte Natalie ihr Schweizer Taschenmesser zu Hause auf der Flurkommode liegen lassen, bevor sie nervös und gedankenverloren zu ihrem Auto gegangen und hierhergefahren war. Es grenzte an ein Wunder, dass sie es heil bis hierher geschafft hatte. Doch sie war jetzt hier und wie immer überpünktlich.

In der Einladung stand 15:00 Uhr als Zeit für ihr Treffen, aber Natalie war viel zu aufgereggt gewesen und hatte daher beschlossen, bereits in den frühen

Morgenstunden das einst so imposante Gelände der Psychiatrie zu betreten und sich in Ruhe an die seltsame Situation zu gewöhnen, wieder hier zu sein. In der mordslustigen Schicksalsschmiede, wie sie und ihre damaligen Mitpatienten die Anstalt nannten.

Natalie wischte über eines der schmutzigen Küchenfenster und blickte hinaus in den Garten. Wer hatte da nur so schrecklich geschrien?

Offenbar war sie nicht die Einzige, die vor der Zeit hier war. Vorhin hatte sie Stefan mit einer Packung Klopapier über das Gelände ... nun ja, huschen konnte man bei dem Schneckentempo wirklich nicht sagen. Jetzt entdeckte sie Nadine, die sich heftig am Arm kratzte. Ob ihre Fans von diesem Tick wussten, fragte sich Natalie und verzog das Gesicht. Sie hatte nie verstanden, was die Gruppe so toll an ihr fand. Sicher, Nadine konnte wirklich gut schreiben, in all den Jahren ihres gemeinsamen Aufenthaltes hier hatte absolut jeder ihre Storys vorgesetzt bekommen, aber das machte sie nicht automatisch zur Königin aller Schriftstellerinnen. Schließlich gab es auch noch andere in der Gruppe, die ...

Erneut hörte Natalie jemanden schreien. Es klang furchterregend und ging ihr durch Mark und Knochen. Zitternd stand sie im Dunkel der Küche von Station 5.

»Stefan? Nadine?«, fragte sie vorsichtig und hielt die Luft an, um in die bedrohliche Stille zu lauschen. Ihr

Herz pochte wie wild und Natalie spürte, wie sich kalte Schweißtropfen an ihren Schläfen sammelten. Sie dachte wieder an das Schweizer Taschenmesser daheim auf ihrer Flurkommode. Gerade als sie sich traute, wieder Luft zu holen, vernahm sie eine bekannte Stimme.

»Nein, sie nicht, aber ich.«

Drea Summer

Mit schreckgeweiteten Augen starrte Natalie auf Fiona, die aus dem Schatten trat und leise sagte: »Es war mir klar, dass die meisten von euch schon am Vormittag ankommen werden. Deswegen habe ich hier übernachtet und auf eure Ankunft gewartet.«

Sie zeigte auf das verschlissene Sofa in einer Ecke der Anstaltsküche. Vermutlich hatte ein Obdachloser es hereingezerrt, da dies der einzige Raum war, der im Winter mit einem Holzofen beheizt werden konnte. Von der Decke baumelten lose Kabel herunter und der einstmalige Duft nach Kantinenessen war dem von Moder gewichen.

»Ihr braucht doch alle jemanden, der euch betreuen muss«, sagte Fiona immer noch so leise, dass Natalie sie kaum verstehen konnte. »Ich glaube, Stefan steht noch vor der Tür, zumindest habe ich ihn dort vor einer Stunde zum letzten Mal gesehen. Und Nadine liegt in ihrem Bett, denn nur da fühlt sie sich sicher.«

Hatte Natalie nicht beide im Garten gesehen?

»Aber wer schreit hier so?« Sie drehte sich erneut zum Fenster, als würde sie dort die Schreie immer noch hören, die in der Zwischenzeit verstummt waren. Aber nur noch das leise Raunen des Windes war übrig, der durch die verwilderten Büsche fegte.

»Kannst du dich nicht mehr an sie erinnern?«,

fragte Fiona und trat auf Natalie zu. »Dabei hast du im Zimmer neben ihr geschlafen und dich ständig über ihre Schreie beschwert. Ich nehme mal an, dass Jennifer geschrien hat. Du weißt doch, wie sie auf die Farbe Grün reagiert.«

Natalie seufzte. »Warum wurde diese blöde Kuh eingeladen? Die wird unser Wiedersehen ruinieren.«

»Sei nicht so gemein! Du magst Jennifer, das weiß ich. Und sie gehört zur mordslustigen Runde dazu, genau wie du.« Fiona wandte ihren Blick von Natalie ab, wischte über das dreckverschmierte Fenster und zeigte auf Jennifer, die wild gestikulierend die verwucherten Wege kreuz und quer entlangrannte. Schlussendlich drückte sie sich an eine der dicken Hausmauern, sank daran hinunter, und als sie auf dem Boden ankam, war nur mehr ein Häufchen Elend übrig, das laut schluchzend weinte.

»Na, wenigstens schreit sie nicht mehr. Dafür geht jetzt das Geheule los«, murmelte Natalie und blickte genervt nach draußen. »Gehen wir die anderen suchen?«

Fiona nickte. Die beiden liefen der großen Flügeltür entgegen, und es war einen Moment lang nur ein Gefühl in der Bauchgegend, das ein Unheil ankündigte, bevor es eintraf. Schritte, die rasch näherkamen, hallten im Flur wider.

Ganz langsam öffnete Fiona die Tür und lugte hinaus. Die Schritte verstummten augenblicklich.

Natalies Herz schlug so schnell wie das Schlagzeugsolo einer Heavy Metal Band. Sie erschrak fürchterlich, als sie etwas auf ihrer Schulter spürte, und schlug die Hand auf ihren Mund. Es dauerte einige Sekunden, bis ihr Hirn registrierte, dass es Fiona war.

Nach einem tiefen Atemzug setzte sie einen zögerlichen Schritt auf den düsteren Gang und war sich keineswegs sicher, ob das Atemgeräusch, das stoßweise erklang, von ihr selbst stammte oder von jener Person, die dort auf sie wartete.

Robin D. Jensen

»Zweihunderteins, zweihundertzwei, zweihundertdrei ... Moment! Habe ich die Reihe auch schon? Also noch mal von vorn.« Ariana stieß geräuschvoll die Luft aus und seufzte. »Mist, schon wieder verzählt! Aber bei diesem Gebrüll kann man sich einfach nicht konzentrieren. Dabei habe ich die Muster auf dieser Tapete doch schon vor zehn Jahren gezählt. Und seitdem hängt die hier. Wie viele waren es damals? Ich kann mich einfach nicht erinnern.«

Ariana ging zurück und schrak zusammen, als die Pendeltür zu Station 5 geöffnet wurde und Fiona auftauchte.

»Ach, du bist es«, sagte diese erleichtert.

Ariana schenkte ihr einen bösen Blick. »Wie soll man sich bei diesem Lärm konzentrieren? Ich habe mich schon drei Mal verzählt. Wer schreit denn da so?«

Sie heftete ihren Blick wieder auf die Tapete und wollte gerade anfangen, ein weiteres Mal zu zählen, als Fiona sie unterbrach, ohne ihre Frage beantwortet zu haben.

»Wie oft willst du die denn noch zählen? Du weißt doch, dass genau dreihundertachtundzwanzig Karos auf dieser Tapete sind.«

»Sechsecke, du blöde Kuh, das sind Sechsecke ...

Sechsssseckkkkkkkkeeee!« Ariana verzog das Gesicht, als wollte sie Fiona an den Hals springen.

»Okay, aber es sind dreihundertachtundzwanzig, glaub mir!«

»Was ist das?«, schrie Ariana in dem Moment auf. »Hier ist die Tapete eingerissen, da fehlt etwas!« Ihre Stimme wurde regelrecht panisch. »Dann stimmt das mit DEINEN blöden dreihundertachtundzwanzig nicht mehr. Jetzt muss ich doch noch mal neu zählen.«

Fiona warf einen Blick auf das fehlende Stück Tapete und sagte leise: »Da fehlen drei Karos, also ... Sechsecke. Du musst einfach nur drei abziehen, dann sind das dreihundertfünfundzwanzig.« Sie lächelte die verzweifelt schauende Ariana milde an.

»Auf solch eine Idee kann nur eine Stümperin wie du kommen«, zischte diese zurück. »Natürlich muss ich jetzt noch mal genau nachzählen, sonst gilt es nicht.« Ariana hob den Kopf, streckte ihren Finger zum oberen Teil der Wand und nickte bei jedem Sechseck, auf das sie zeigte.

Fiona lächelte immer noch milde. »Warum gilt das nicht? Was meinst du damit?«

Stöhnend hörte Ariana auf zu zählen, ging einen Schritt auf Fiona zu und zischte zwischen zusammengedrückten Zähnen: »Du hast mich schon wieder rausgebracht!« Sie verzog wütend die Mundwinkel und tippte Fiona auf die Stirn. »Ist mir

schon klar, dass du davon keine Ahnung hast. Aber dir das zu erklären, wäre echt vergebliche Zählungsmüh.«

»Du meinst Liebesmüh«, widersprach Fiona.

»Zählungsmüh! ZÄHLUNGSMÜH! Glaub ja nicht, dass du mich verbessern musst. Und jetzt zieh Leine und Sorge hier für Ruhe, sonst werde ich nie fertig!«

Erleichtert hörte Ariana, wie sich Fionas Schritte entfernten. »Endlich!«, flüsterte sie und stieß einen Seufzer aus. »Dann wollen wir mal ...«

Wieder begann sie zu zählen. Als Ariana am Ende auf dreihundertvierundzwanzig kam, kratzte sie sich nachdenklich am Kopf und stöhnte. »Müssten das nicht dreihundertfünfundzwanzig sein? Verdamm! Ich muss mich irgendwo verzählt haben.«

Vor Verzweiflung kamen ihr die Tränen. »Ich kann doch mit diesem unvollständigen Ergebnis nicht zu unseren Treffen«, murmelte sie vor sich hin. Doch dann wischte sich Ariana mit dem Ärmel ihrer Bluse die Tränen vom Gesicht und straffte die Schultern. »Hilft ja nichts, dann muss ich noch mal von vorn.«

Sie war gerade mit der Zählung der ersten Wand fertig, als es laut polterte. Jetzt brüllte sie vor Wut. »So kann ich nicht arbeiten!«

Stefan Lochner

Wie unter einem Brennglas bohrten sich seine Blicke in ihre Haut. Es kribbelte überall, als läge sie in einem Ameisenhaufen.

»Glitz mich nicht so an!«, herrschte Drea den jungen Mann an, der sie verfolgte, seit sie aus der Straßenbahn gestiegen war. Dass er gut aussah, machte die Sache nicht besser.

»Aber ich dachte, ich wollte.« Er riss die Augen auf und machte einen Schritt zurück. Sie standen allein auf der Straße, zudem war Drea einen Kopf größer als der Schwarzhaarige und ihre Arme zeugten von exzessivem körperlichem Training.

»Was gibt es denn zu schauen? Sag schon! Oder ich muss böse werden.«

Der junge Mann stammelte ängstlich: »Deine Figur und überhaupt.«

Drea lachte hysterisch, dass ihr die Tränen kamen. »Du machst dich also lustig darüber, dass ich so kräftig bin?«

»Nein, nein! Du siehst wirklich toll aus.«

Aber es war zu spät für irgendwelche Erklärungen, in Drea kochte bereits die vertraute Wut. Als Mädchen war sie von Männern angeglotzt worden, nur weil sie schon früh fraulich aussah und nicht wie die Bretter aus ihrer Klasse.

Sie atmete tief durch, aber mit ihrer Beherrschung war es vorbei. Schneller als der Mann reagieren konnte, legten sich ihre Hände um seinen Hals, der Hass verlieh ihr ungeahnte Kräfte. Der junge Mann zappelte nur kurz, dann sank er zu ihren Füßen. So hatte Drea die Männer am liebsten. Endlich durfte sie sich auf den Asphalt setzen und seinen Kopf in ihren Schoß legen, als wäre er ein Liebhaber. Seine Augen waren für immer geschlossen. Nie wieder würde er sie anglotzen, ihr wehtun. Nie wieder!

Von Weitem näherten sich Scheinwerfer, irgendwo bellte ein Hund. Die Romantik war dahin. Rasch zog Drea den Toten hinter die Straßenbahnhaltestelle in ein Gebüsch und drückte ihm mit beiden Daumen die Augäpfel heraus. Genüsslich nahm sie einen nach dem anderen in den Mund und schleckte das Blut ab, bevor sie ihre Andenken in ein edles Stofftaschentuch wickelte. Die Augäpfel würden ihre Sammlung erweitern und diese besondere Form der Beachtung erhalten.

Jetzt musste Drea aber schnell weiter, sicherlich wartete Fiona mit den anderen schon auf sie. Keinesfalls durfte sie zu spät kommen, das war in der Gruppe nicht gern gesehen. Eilig setzte sie sich in Bewegung und hoffte, dass ihr kein Mann mehr auf dem letzten Stück begegnete.

»Du darfst dich nicht provozieren lassen!«, sagte sie laut zu sich selbst, obwohl Drea es längst aufgegeben

hatte, sich dem Bösen zu widersetzen.

Auf dem Weg zur ehemaligen Psychiatrie lag noch eine Kneipe oder vielmehr üble Kaschemme. Jetzt erinnerte sie sich und wechselte rasch die Straßenseite, um nicht wieder angestarrt zu werden. Weitere Verzögerung konnte sie sich nicht leisten.

Vor ihr ragte das alte Gebäude auf, in dem sie so viele Tage und Nächte verbracht hatte. Drea sah, wie Fiona winkte, und war so froh, wieder hier zu sein. Hinter diesen Mauern hatte sie sich stets wohl und sicher gefühlt, dort durchbohrten sie keine Männerblicke.

»Hallo, Fiona! Bin ich die Letzte?«, fragte Drea etwas außer Atem, weil sie die letzten Meter gerannt war.

»Kein Sorge, Kleines. Wie geht es dir?«

Drea folgte Fionas Blick und entdeckte die roten Spritzer auf ihrem gelben Top. »Äh ... ich habe mich vorhin geschnitten.«

Fiona zeigte nicht, ob sie ihr glaubte, sondern umarmte Drea wie früher. »Hast du immer noch Probleme mit aufdringlichen Männern?«

Drea nickte und war so froh, dass sich Fiona an diese Qualen erinnerte, die sie seit vielen Jahren heimsuchten.

»Aber es sind weniger, seit ich mich kaum noch nach draußen wage. Und seit ich deren Blicke für mich bewahre, wie du es mir geraten hast, werde ich

auch ruhiger. Ich lerne, dieses Starren zu akzeptieren.«

Fiona lächelte milde und führte Drea ins Innere der Klinik. Hier war sie endlich wieder daheim. Warum nur hatte sie diese gastliche Stätte damals verlassen?

Fiona Limar

Die schwere Eingangstür war nicht verschlossen. Hans öffnete sie und betrat das Treppenhaus. Eisige Luft wehte ihm entgegen, es roch muffig. Wieso war niemand da, um ihn zu empfangen? Seinen Auftritt hier hatte er sich komplett anders vorgestellt.

Das hier war als Ehemaligentreffen geplant, auf der Einladungskarte waren sämtliche Namen aufgeführt, als wären sie noch immer Gleiche unter Gleichen.

Damals, vor zehn Jahren, hatten sie alle mehr oder weniger erfolgreich geschrieben und nach ein wenig Ruhm und Aufmerksamkeit gestrebt. Auf die anderen Ehemaligen traf das noch immer zu, aber doch nicht auf ihn! Er war inzwischen ein international gefeierter Bestsellerautor. Seine Bücher erzielten regelmäßig Millionenauflagen, räumten renommierte Preise ab und wurden sogar verfilmt. Seine Teilnahme an diesem Treffen war eine große Ehre für den Rest der Truppe, das mussten sie doch einsehen.

Plötzlich beschlich Hans ein schrecklicher Verdacht: Was, wenn sie es gar nicht wussten? Wenn sie ebenfalls auf die Lügen dieses Betrügers hereingefallen waren, der Hans' Werke dreist als die eigenen ausgab?

Die Beweise dafür trug Hans immer bei sich. Jene Manuskripte, die dieser Betrüger vor ihm

veröffentlicht hatte, steckten säuberlich geordnet in seinem Aktenkoffer. Aber was nützte ihm das?

Der Kerl besaß doch tatsächlich die Frechheit, regelmäßig in Talkshows aufzutreten. Und das Publikum liebte ihn, besonders die Frauen. Boy nannten sie ihn wegen seines jugendlichen Aussehens. Peinlich war das! Hans hatte alles versucht, um den Betrüger zu entlarven und seine Rechte als wahrer Urheber der zahlreichen preisgekrönten Werke geltend zu machen. Unzählige Briefe hatte er an Redaktionen und Verlage geschrieben, in den sozialen Netzwerken auf den geistigen Diebstahl aufmerksam gemacht. Leider vergeblich.

Es hörte einfach nicht auf, und Boy war ihm immer einen Schritt voraus. Inzwischen wusste Hans, auf welcher perfide Weise er ihm seine Ideen stahl, nämlich indem er elektrische Impulse durch die Steckdosen schickte, mit denen er im Schlaf in sein Gehirn eindrang. Deshalb hatte Hans sämtliche Steckdosen in seiner Wohnung mit Bauschaum abgedichtet. Den Ärger mit dem Vermieter hatte er dafür in Kauf genommen, es ging schließlich um seine Sicherheit.

Doch dann war Boy noch einen Schritt weitergegangen. Da er seine Enttarnung als Plagiator fürchtete, wollte er Hans endgültig zum Schweigen bringen. Bald konnte Hans nirgends mehr hingehen, ohne von ihm verfolgt zu werden. Ein paar Mal hatte er ihn in letzter Minute abgehängt und war dadurch

nur knapp seiner Ermordung entgangen. Aber dann, kurz vor Weihnachten, war es ganz schlimm geworden. Boy war im Weihnachtsmannkostüm an allen Ecken und Enden der Stadt aufgetaucht. Keine Ahnung, wie der Kerl das geschafft hatte. Hans konnte es nicht einmal mehr wagen, Lebensmittel einzukaufen. Bei seinem letzten Supermarktbesuch hatte er diesem Boy in einem Anfall von Verzweiflung die Maske vom Gesicht gerissen und ihn zu Boden geworfen.

Zum Glück war er entkommen. Nicht wie damals vor zehn Jahren, als er in diese Klinik eingeliefert worden war. Ebenfalls zur Weihnachtszeit. Und trotzdem war er wieder hier. Und es war wieder Advent. Hans hasste Weihnachten und alles, was damit zusammenhing, weshalb er ursprünglich gar nicht kommen wollte. Wenigstens war keine entsprechende Dekoration zu sehen, das hätte er nicht ertragen.

Schwerfällig stieg Hans die Stufen hinauf zu Station 5 und schaute sich auf dem langen Gang um. Niemand war zu sehen. Merkwürdig.

Aber Moment mal! Hatte er nicht eben Stimmen gehört? Hans lauschte angestrengt. Ja, da redete jemand. Er verstand ein einzelnes Wort, das ihm die Haare zu Berge stehen ließ: Boy.

Das durfte doch nicht wahr sein! War ihm dieser scheinheilige Betrüger etwa bis hierher gefolgt?

Jennifer B. Wind

»Hast du die Augenbinde dabei?«, fragte Heidi im Flüsterton. Mari reichte ihr das gewünschte Teil. Still hatten sie hinter dem Tor mitangesehen, wie Jennifer schreiend durch den Garten gelaufen und dann wimmernd zusammengebrochen war. Sie kauerte an einer Wand und hielt sich die Augen zu – wie früher. Offenbar war Jennifer nicht geheilt worden.

»Machen wir es wie damals?«, fragte Mari.

Heidi nickte. »Du schnappst dir ihre Arme und hältst sie fest, ich setze ihr die Augenbinde auf und dann rasch rein mit ihr ins Haus.« Sie stand auf und klopfte sich akribisch Dreck von den Schenkeln, der gar nicht vorhanden war. Sie rieb und rieb.

»Und aufpassen, dass ja kein Blatt oder Grashalm an ihr hängenbleibt, sonst geht das Gekreische wieder los.«

Mari wollte schon losgehen, als sie merkte, dass Heidi ihr nicht folgte, sondern ständig weiter ihre Hände an den Schenkeln rieb. Die Hose war dort extrem abgewetzt. Heidis alter Tick, sie war also ebenfalls nicht geheilt worden.

Seufzend ging Mari voran und rollte die Augen. Dann war sie hier wohl die einzige Vernünftige. »Los jetzt! Du kannst dich drinnen waschen.«

Und endlich folgte ihr Heidi, während Mari sich auf

Jennifer stürzte und ihr wie abgesprochen die Arme festhielt. Heidi stülpte ihr die Augenbinde über das tränennasse Gesicht und Jennifer schrie: »Du hast mir die Schulter gebrochen! Schon wieder!«

Wortlos schoben Heidi und Mari die zeternde Jennifer mit vereinten Kräften durch den Garten bis zur Eingangstür zur Psychiatrie. Gott sei Dank hatte dort niemand die Wände grün gestrichen.

»Mist!«, rief Heidi, die gestolpert war. Verwirrt blickte sie nach unten auf einen Schuh. »Hast du den verloren, Mari?«

»Nö, ick trage doch immer Stiefel.« Sie folgte Heidis Blick und ... »Da hängt doch ein Bein dran.«

»Was?« Heidi entfernte das Laub. Zum Vorschein kam ein Männerkörper. »Wer zum Teufel ist das?«

»Boy«, sagte Mari lakonisch. »Also vermutlich«, schob sie rasch hinterher, als hätte sie jemand bei etwas ertappt.

»Hast du ihn ermordet?« Heidi rieb wieder die Hände an der Hose ab, als würde Blut darauf kleben.

»Icke?«, fragte Mari übertrieben laut. »Ach, der pennt doch nur.« Sie ließ eine Kaugummiblase platzen.

»Aber da ist Blut auf seiner Hose.«

»Blut?«, wimmerte Jennifer in Maris Armen und versuchte, sich aus dem Schwitzkasten zu befreien. Doch das war vergeblich. Mari grinste und hielt Jennifer im festen Griff. »Ick sage nur Box in Berlin,

super Studio.«

»Am besten bringen wir Jennifer rein und dann kümmern wir uns um den da.« Heidi zeigte auf den Leblosen zu ihren Füßen.

Mari zuckte die Schultern. »Von mir aus.«

Gemeinsam schoben sie Jennifer durch die Tür und brachten sie bis zur Treppe, die zu Station 5 hinaufführte. Dann ließ Mari los. Jennifer riss sich das Stoffteil vom Gesicht und betrachtete es skeptisch. »Was zum Teufel ist das?«

»Ein Rentier?« Heidi hob eine Augenbraue.

»Das ist doch keine Augenbinde!« Jennifer war außer sich. Mit spitzen Fingern hielt sie das Teil in die Höhe. »Ist das ein String-Tanga? Für Männer?!«

Mari grinste wieder. »Hat aber geil ausgesehen auf deinem Gesicht. Muss mein Lover mir heute Morgen wohl in die Manteltasche gesteckt haben.« Sie zwinkerte den Frauen zu. »Weihnachtsgeschenk.«

Heidi kicherte schüchtern, kramte in ihrem Rucksack und kippte Desinfektionsmittel auf ihre Hände. Schon zum dritten Mal in zwanzig Minuten.

»Wollen wir?«, fragte sie Mari und ging ohne ein weiteres Wort in den Garten zurück. Doch als sie an die betreffende Stelle kam, wo eben noch der leblose Mann gelegen hatte, stutzte Heidi. Panisch suchte sie alles ab, wischte mit dem Fuß das Laub beiseite, doch der Mann war weg. Mari hatte gesagt, es wäre Boy gewesen. Ganz bestimmt war er es. Damals hatte er

sie ständig auf dem Kieker gehabt und ihnen Streiche gespielt. Es war noch nicht vorbei.

Heidi bückte sich. Etwas im Laub hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Einsam lag ein Engelchen aus Holz auf der nackten Erde. Trotz ihrer zwanghaften Aversion gegen Schmutz hob Heidi das Engelchen hoch. Da waren Blutspritzer am Kleidchen, einer der Flügel fehlte.

Robin D. Jensen

Rana bereute es jetzt schon, sich zu diesem blöden Ehemaligentreffen aufgemacht zu haben. Sie hasste sie alle, diese durchgeknallten Typen, einer oder eine schlimmer als der oder die andere. Warum hatte sie bloß zugesagt?

Und dann war er plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht und hatte sie diabolisch angegrinst. Er war es wirklich: Boy.

Der Schrei blieb ihr im Hals stecken. HILFE, hätte sie am liebsten geschrien, aber ihr versagte vor Angst die Stimme. Das Haus, quasi ihr rettendes Ufer war nah und doch so fern. Was sollte sie tun?

Wenn sie erst einmal dort drinnen wäre, bei Fiona, der lieben Fiona, dann wäre sie in Sicherheit. Aber dazu musste sie irgendwie an ihm vorbeikommen.

Der Kerl hatte es schon immer auf sie abgesehen. Gedemütigt hatte er sie. Nur wegen ihm war sie lange Zeit hier gewesen, musste sie hier sein, weil sie einfach nicht klarkam mit ihrem Leben. Und er würde es wieder tun, würde sie zu einer willenlosen Hülle machen. Dabei hatte sie gedacht, sie wäre darüber hinweg. Aber nun kam alles wieder hoch.

Tränen der Verzweiflung liefen Rana übers Gesicht und sie konnte nur flüstern: »Fiona, liebe Fiona, hilf mir!«

Aber natürlich konnte niemand sie hören, auch Fiona nicht. Rana machte einen vorsichtigen Schritt und trat auf etwas Hartes. Ein Stein! Oh, etwas, mit dem sie diesen grausamen Boy schlagen, verletzen, töten könnte.

Sie packte den Stein, sodass ihre Fingerknöchel weiß wurden und atmete tief durch. Den Blick fest auf die Gestalt gerichtet, hörte sie plötzlich einen beinahe unmenschlichen Schrei. Erschrocken blickte Rana in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Da war Jennifer, die nur einige Meter von ihr entfernt im Gras hockte. War Jennifer nicht die gewesen, die beim Anblick der Farbe Grün regelmäßig ausgeflippt war?

Zwei Personen halfen ihr hoch. Moment! Nein, sie zerrten an ihr, banden Jennifer etwas vor die Augen und schleppten sie ins Haus. Waren das nicht ...?

Mühsam suchte Rana nach den passenden Namen. Heidi und ... richtig: Mari. Sie halfen Jennifer. Das war gut. Könnten sie sich dann auch um sie, Rana, kümmern?

Ihr Blick wanderte zurück zu der Stelle, wo dieses Monster gestanden hatte. Wo? Er ... Boy ... war nicht mehr da!

Mari und Heidi standen jetzt mit Jennifer vor dem Eingang der Klinik. Heidi starrte auf den Boden. Da war etwas, über das sie beinahe gestolpert wäre. Ranas Finger schlossen sich fester um den Stein in ihrer Hand. Was lag da? Es sah aus wie ...

Nein, das konnte doch nicht sein. Wie sollte er so schnell dort hingekommen sein? Und warum lag er da?

Kaum waren die drei Frauen ins Haus gegangen, erhob sich der Mann und starrte in ihre Richtung.

Spielte er mit ihr?

Wollte Boy sie erneut in den Wahnsinn treiben?

Das sollte er bereuen! Rana rannte los. Mit nie gekannter Entschlossenheit lief sie diesem Monster entgegen, als es gerade dabei war, sich zu erheben.

Keuchend kam sie bei ihm an, holte aus und schlug den Stein mit voller Wucht auf seinen Schädel. Das tat gut! Boys Schmerzensschrei ließ sie gleichzeitig zusammenzucken und vor Freude strahlen. Endlich konnte sie ihm heimzahlen, was er ihr angetan hatte.

Zufrieden blickte sie auf jene Gestalt, die blutüberströmt zu Boden gegangen war. Ranas Freude wich jedoch Verwirrung, denn als sie genauer hinschaute, musste sie feststellen, dass dieser Mann, den sie niedergeschlagen hatte, nicht mal eine entfernte Ähnlichkeit mit ihrem Albtraum hatte.

Sie schaffte es gerade noch, Laub über die leblose Gestalt zu schieben, bevor sie wie in Trance Richtung Haus stolperte. Fiona musste ihr helfen ... Aber sie kam nicht weit. Im Augenwinkel nahm Rana eine Bewegung wahr. Ihr Kopf zuckte erschrocken herum.

Wer war das?

Natalie Schauer

Fiona! Rana warf sich schützend in deren Arme. Sie roch das süßliche Parfüm und fühlte sich auf Anhieb geborgen. Es war so schön, Fiona endlich wiederzusehen. Für einen Moment entspannte sich Rana, doch dann tauchte wie ein Blitz der tote Boy vor ihrem geistigen Auge auf. Aus seinem Mund quoll Blut ... Aber es war nicht Boy gewesen, der unter dem Laub lag. Oder doch? Sie kannte den Mann. Seine Schuhe, die Jeans ... ja, das war typisch für ...

Nein! Sie brachte den Gedanken nicht zu Ende. Zu absurd war die Vorstellung, einen lieben Menschen getötet zu haben.

»Was ist denn los?«, fragte Fiona wie früher mit eindringlich leiser Stimme.

»Gar nichts. Wirklich. Es ist nur ...«

Ein greller Schrei ließ Rana verstummen. Beide Frauen starrten zum Haus. Sie ahnten, wer wieder eine Schreiattacke hatte.

»Komm, wir gehen zu den anderen!«

Während Fiona und Rana die ehemalige Psychiatrie betraten, raschelte es unter dem Laub, das Rana zusammengeschoben hatte. Eine Hand kam zum Vorschein, dann eine zweite.

»Verdammte Scheiße! Was war das?«

Blutüberströmt stand er auf, fasste sich an die

Schläfe und hatte keine Ahnung, was geschehen war. Sie hatte ihn mit Boy angesprochen. Warum?

Ein Lächeln schob sich auf seine blutigen Lippen. Immer, wenn er an Boy dachte, wurde er sentimental. Die Schmerzen an seinem Kopf waren vergessen. Boy war der Traum seiner schlaflosen Nächte. Zu gern wäre er mit ihm zusammen gewesen, doch Boy quälte immer nur die anderen. Für ihn hatte er nie ein Auge gehabt.

Boy hatte vergewaltigt, er hatte geschlagen, er hatte gedemütigt, doch ihn nie beachtet, und das obwohl er sich so sehr danach gesehnt hatte, noch immer sehnte.

Das Pochen in seiner Schläfe wurde wieder stärker. Er krümmte sich und rang nach Luft. Was hatte er da gerade gedacht? Wer war er und warum war er hier?

Ein Hustenanfall überkam ihn, er spuckte Blut und sank auf die Knie, als er von hinten Schritte hörte, die sich näherten.

Boy?

Mit einem erwartungsvollen Lächeln drehte er sich um, doch da stand nicht Boy. Er sah nur eine Schaufel, die ihm um die Ohren flog und seinen Körper zu Boden zwang. Etwas knackte laut. War das in seinem Kopf? Zähne?

»Robin?«, hörte er eine Stimme. War die Frage an ihn gerichtet. Wer war Robin? Instinktiv kroch er rückwärts, weg von dieser Stimme.

»Robin, bist du das?«, flüsterte eine Frau.

Wieso sprach ihn dieses Weibsbild mit Robin an? Warum interessierte sie sich für ihn? Sie sollte bleiben, wo der Pfeffer wächst. Er mochte keine Frauen, er bevorzugte Männer.

Und mit einem gewaltigen Rauschen kam plötzlich sein Gedächtnis wieder. Ja, er war Robin. Er gehörte zu den *Mordslustigen*. Das hier war ein Ehemaligentreffen.

Verdammt! Jetzt wusste er auch wieder, wer diese Frau war. Sie hatte ihm damals Avancen gemacht und genervt.

Wie hieß sie noch gleich?

Ariana Lambert

Robin blinzelte und schaute zu ihr hoch. Nervös rieb er sich über seine blutende Schläfe.

»Julie? Bist du das, Julie?«, fragte er unsicher. Dann beugte er sich nach vorn und spuckte Blut auf die modrig riechende Erde.

»Ja, natürlich. Was ist passiert? Du ... du blutest ja.« Julie deutete mit zitterndem Finger auf seinen Kopf.

»Ach was?«, erwiderte Robin spöttisch. »Ist mir gar nicht aufgefallen. Hast du mir gerade eins mit der Schaufel übergebraten?«

Julie schwieg einen Moment, dann stemmte sie die Hände in die Hüften. »Was? Sag mal, spinnst du? Warum sollte ich dich mit einer Schaufel schlagen? Du und dein Verfolgungswahn! Du bist den Scheiß wohl immer noch nicht los, hä?«

Unter lautem Stöhnen stand Robin auf und hielt sich den Kopf. »Sieht das hier aus wie Verfolgungswahn? Ich blute, du blöde Ziege!« Wie zum Beweis hielt er ihr seine blutverschmierte Hand hin. »Das bilde ich mir doch nicht ein. Schon seltsam, dass du hier plötzlich wie aus dem Nichts auftauchst, als ich niedergeschlagen werde. Du musst doch jemanden gesehen haben.«

Julie schüttelte den Kopf. »Weißt du was, Robin? Leck mich!«

Schwungvoll wirbelte sie herum und lief mit langen Schritten davon. Robin hielt sie nicht auf, murmelte nur unverständliches Zeug.

Julie schüttelte den Kopf. Wie konnte sie diesen Idioten mal gemocht haben? Wütend schüttelte sie noch einmal den Kopf und flüsterte: »Arschloch!«

Sollte ihn doch der Schlag treffen! Sie hatte nur nett sein wollen, dabei gab es für sie weitaus Wichtigeres.

Das Laub unter ihren Füßen raschelte, die Feuchtigkeit drang bereits durch ihre Sneaker. Früher war hier ein Weg gewesen, heute verwilderte der einst wunderschöne Garten. Aber dafür hatte Julie keinen Blick. Sie scherte sich auch nicht um die Kälte, die in sie drang. Sie hatte nur ein Ziel. Sie musste wissen, ob es noch da war. Ob er noch da war.

Zehn Jahre waren eine lange Zeit. Sie hatte ihn hier zurückgelassen.

Vergraben.

Vergessen.

Damals war sie ihn losgeworden. Nach vier endlosen Jahren, die sie hier verbracht hatte. Nach all dem Horror! Ein Gutes hatte es gehabt. Julie war in der Lage gewesen, vier Romane zu schreiben, die sie nach ihrem Aufenthalt in der Psychiatrie einem renommierten Verlag geschickt hatte. Die Bücher liefen bombig. Nur hatte sie seither kein einziges Wort mehr geschrieben.

Deshalb war sie hier. Nicht wegen der anderen,

nicht wegen dieses blöden Ehemaligentreffens, sondern weil sie George brauchte.

Ihre Schritte beschleunigten sich, als Julie auf die große Eiche zulief, wo sie sich seiner einst entledigt hatte. Doch schon von Weitem erkannte sie, dass etwas nicht stimmte.

Etwas stimmte ganz und gar nicht.

Julie rieb ihre Fingerkuppen aneinander, um das Taubheitsgefühl darin zu vertreiben. Es gelang nur mäßig. Ihr Herz stolperte durch ihre Brust, unregelmäßig, aber mit einer Wucht, als wollte es ihre Rippen von innen heraus zerbersten.

Panisch schaute sie sich um.

Die Stelle war die richtige. Selbst der improvisierte Grabstein stand noch dort.

Einen Schritt vor den anderen setzend, näherte sie sich der Stelle, an der sein Grab sein sollte. Aber jetzt klaffte dort nur ein dunkles Loch.

Mari März

»Das kann nicht sein!« Julie rannte los, ließ sich vor dem Loch fallen und grub ihre Hände tief in die lockere Erde. »Das DARF nicht sein!«

Wimmernd schaufelte sie eine Handvoll Erde nach der anderen aus dem Loch. Nein, da war nichts.

»Was tust du da?«

Sie hörte die Stimme nur vage. Ein anderes Geräusch tobte in ihren Ohren. Julie blickte hinauf zum Himmel. Durch das Blätterdach der Eiche konnte sie Vögel sehen. Der Lärm ihrer schlagenden Flügel rauschte wie eine Boeing durch ihr Hirn.

»Fliegen die Sperlinge wieder?«

Wie in Zeitlupe drehte Julie den Kopf und schaute hinter sich – zu der Stimme. Ein zögerliches Nicken war alles, was sie zustande brachte.

Fiona blieb etwa zwei Meter vor der Eiche stehen, respektierte den Abstand zwischen ihnen. Das hatte sie früher auch getan, den Abstand gewahrt, obwohl ihre Fragen tief in Julies Innerstes gedrungen waren. Sie hatte Angst vor dieser Frau, die auf den ersten Blick gütig und versiert wirkte. Vielleicht verstand Fiona tatsächlich etwas von dem, was sie tat, aber Julie traute ihr nicht.

Wie sie niemandem traute.

Nicht mal sich selbst.

»Die Sperlinge?«, nahm sie eine zweite Stimme wahr. »Geht der Scheiß schon wieder los?« Mari stand am Stamm der Eiche, blickte seufzend auf Julie und zündete sich eine Zigarette an. »Fräulein, dein Faible für Stephen King ist wirklich erbärmlich.«

Geräuschvoll blies Mari den Zigarettenrauch in die feuchtkalte Luft. »Nicht dein George hat diese Bücher geschrieben, die im Übrigen wirklich gut sind, sondern du.« Sie nahm noch einen Zug von ihrer Zigarette und hockte sich vor Julie. »Ich hatte gehofft, dass du mittlerweile dein Selbstvertrauen gefunden hast. Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Aber offensichtlich glaubst du immer noch, nichts wert zu sein und ein Alter-Ego zu brauchen, eine Art psychodelische Muse. Nicht wahr?«

Julie schaute zitternd erst zu Mari und dann auf das dunkle Loch. »Er ... sie ist weg!«, gab sie flüsternd von sich und strich liebevoll über die feuchte Erde.

»Meinst du George oder die Schreibmaschine?«

Verwirrt hielt Julie inne. »Woher weißt du davon?«

Mari grinste und ließ die Zigarette in das Loch fallen, wo sie zischend verglomm. »Ich weiß noch viel mehr. Zum Beispiel, dass du diese Schreibmaschine damals Boy geklaut hast. Okay, er war ein verdammtes Arschloch und hat jeden von uns in den Wahnsinn getrieben, aber deine Show ... Fräulein, deine Show damals war echt filmreif.«

»Ich habe gar nichts geklaut, das war meine

Schreibmaschine. Und dieser Wichser Boy hatte damit nichts zu tun«, wollte Julie sich rechtfertigen.

»Wer denn sonst? Dein George etwa?«, konterte Mari und schaute grimmig zu Fiona, die bisher nur stumm das Gespräch verfolgt hatte. Typisch Psychiaterin! Erst wie eine Voyeurin alles belauschen und dann irgendeinen Scheiß in ihr beschissenes Notizbuch kritzeln.

»Weshalb wurde Julie damals hier behandelt, Fiona?«, rief Mari und erhob sich. »Na, sag schon!«

»Das ... nein, das ...«

»Hör auf zu stammeln, Fiona! Wir sind keine Patienten mehr, und du stehst nicht unter dem Eid des Hippokrates. Also fang ja nicht erst an, uns den Bären der Schweigepflicht aufzutischen.«

»Psychotische Wahnvorstellungen mit dem Verdacht auf dissoziative Identitätsstörung. Aber das konnte nie belegt ...«

»Geht doch.« Mari schenkte Fiona ein Lächeln und schaute dann zu Julie, die weinend auf dem Boden kniete. »Ich weiß, die Wahrheit tut manchmal beschissen weh. Aber ohne diesen Schmerz wirst du vielleicht noch in zwanzig Jahren daran glauben, von einem irren Geist besessen zu sein, statt endlich dein Leben zu genießen. Und jetzt komm, ich habe Hunger!« Sie half Julie beim Aufstehen, klopfte ihr fürsorglich die Erde von den Knien, legte einen Arm um ihre Schultern und zog sie mit sich. »Bei diesem

Schneiwetter jagt man nicht mal Hunde vor die Tür. Also lass uns reingehen! Wir haben was beim Chinesen bestellt. In der Küche dieser Bruchbude kann man ja nicht mal ein Ei kochen.«

Fiona schaute den beiden nach, und während sie ihr Notizbuch zückte, flog eine riesige Schar Sperlinge über sie hinweg.

Nadine Teuber

Die Sperlinge waren nur ein Hirngespinnst von Julie. Kopfschüttelnd klappte Fiona das Notizbuch zu. Sie durfte die Probleme der Patienten nicht zu ihren eigenen machen, das wusste sie doch!

Nun denn, endlich waren ihre Schäfchen wieder daheim in der mordslustigen Schicksalsschmiede. Alle zwölf. Dann konnte das Schicksal jetzt wohl seinen Lauf nehmen.

Leise lächelte Fiona vor sich hin, während sie die Stufen zu Station 5 hinaufstiefelte und dabei mit sorgfältigen Lettern die Namen der Mordslustigen untereinander in ihr Notizbuch eintrug.

Stefan
Nadine
Natalie
Jennifer
Ariana
Drea
Hans
Heidi
Mari
Rana
Robin
Julie

Moment mal! Hier stimmte etwas nicht. Fiona zählte die Namen der Patienten erneut: zwölf.

Kopfschüttelnd erreichte sie Station 5 und blickte auf ein heilloses Durcheinander aus lärmenden Mordslustigen.

»Ich hab was zum Schrottwichteln mitgebracht!«, rief Stefan mit tiefer Stimme über den Lärm hinweg und hielt eine Packung Toilettenpapier in die Höhe. Jennifer keifte, weil das Natur-Papier natürlich in einer vornehmlich grünen Verpackung daherkam. Julie rannte hinter dem flüchtenden Robin her und Mari zündete sich gemütlich eine Zigarette an, woraufhin sich die Sprinkleranlage aktivierte und den Flur samt aller Mordslustigen wässerte.

Wie war das möglich? Sollte die Sprinkleranlage nicht verrottet sein wie alles andere auch?

Die Buchstaben in Fionas Notizbuch verschwammen, das Papier wellte sich. Im Chaos verglich Fiona die anwesenden Personen mit ihren Aufzeichnungen. Nach dem dritten Zählen gab sie verzweifelt auf und zwang sich, ruhig und kontrolliert zu wirken. Sie war die Ruhige, die Liebenswürdige, die Beherrschte. Sie konnte doch jetzt keinen Anfall bekommen. Was sollten die anderen denken?

»Ariana, du hast recht. Bei dem Lärm kann man nicht in Ruhe arbeiten«, rief Fiona in die Richtung der blondgelockten Mähne. »Ich brauche deine

Zählungsmüh!«

Ariana kam wie ein begossener Pudel auf sie zu. Die blonde Mähne wippte nicht mehr, die Kleidung klebte nass an ihrem Körper und betonte ihre verführerischen Rundungen. »Du hast mich schon wieder rausgebracht«, zischte sie wütend.

»Jaja, es tut mir leid«, beeilte Fiona sich zu sagen. »Wie viele Ehemalige zählst du hier?«

»Na, das ist leicht«, erwiderte Ariana, die seit frühester Kindheit alles und jeden zählte. Natürlich hatte die Blondine keine Probleme, die wirre Schar der Mordslustigen zu zählen. Sie tippte mit dem Zeigefinger mehrmals in die Luft und sprach die Zahlen stimmlos mit. »Elf«, sagte sie schließlich.

»Das kann nicht sein«, widersprach Fiona. »Los, zähl noch mal!«

Ariana tat, wie ihr geheißen. »Elf!«, beharrte sie.

Fiona kratzte sich am Kopf und blickte auf ihr Notizbuch, in dem die Einträge kaum noch zu sehen waren.

»Wer ist Hans?«, fragte Ariana, die mit zu Schlitzten verengten Augen ebenfalls in das Büchlein schaute.

Verärgert deutete Fiona auf Hans, der ruhig inmitten des Geschehens saß und in seinem Manuskript herumkritzelte.

»Wir haben keinen Hans in unserer Gruppe.«

Wie konnte das sein? Fiona sah ihn doch klar und deutlich vor sich.

Jemand zog sie hektisch am Ärmel. Sie drehte sich um und schaute in Nadines nasses und käseweißes Gesicht. Sie sah aus, als hätte sie ein Gespenst gesehen und merkwürdigerweise kratzte sie sich auch nicht.

»Fiona, Boy ist weg!«

Rana Wenzel

»Fional!« Nadine zupfte der sonst so zugewandten Vertrauten noch einmal am Ärmel. »Hast du nicht gehört? Boy ist weg!«

Viel hätte nicht gefehlt und Nadine wäre von einem Bein aufs andere getreten wie eine Erstklässlerin, die aufs Klo musste. Warum beachtete Fiona sie denn nicht? Nach einem verwirrten Blick auf Nadine hatte sie sich einfach weggedreht.

Und als hätte sich Fiona von dem Wahnsinn um sie herum anstecken lassen, murmelte sie pausenlos: »Elf oder zwölf, zwölf oder elf ...« Sie unterbrach ihre Tirade nur, um Ariana anzuherrschen: »Zähl noch mal!«

»Fional!« Nadines Stimme wurde drängender. Ihr Anliegen war doch wichtig. Schließlich hatte sie alles von ihrem Fenster aus genau verfolgt. Na ja, fast alles. Der einst gepflegte Park war inzwischen derartig zugewuchert, dass es zugegebenermaßen einen gewissen Interpretationsspielraum gab.

Aber sie hatte ganz deutlich Dreas Ankunft gesehen und das Muster auf ihrem gelben Shirt, das aussah wie mit Blutstropfen besprenkelt. Sehr humorvoll für eine Krimiautorin, noch dazu eine, die damals durch Gewalttätigkeit gegenüber Männern aufgefallen war.

Gewaltbereit war ihr auch Rana erschienen, die mit einem Stein in der Hand zwischen den Bäumen hergeschlichen war. Abgelenkt durch Jennifers Geschrei hatte sie Rana leider aus den Augen verloren. Die Farbe Grün ertrug Jennifer offenbar immer noch nicht.

Allmählich gewann Nadine den Eindruck, dass sich in den vergangenen zehn Jahren kaum etwas verändert hatte. Niemand schien hier wirklich geheilt zu sein. Außer sie selbst natürlich, aber sie hatte die Hilfe ja auch nie wirklich nötig gehabt. Ihr Verfolger war schließlich real, sie musste es den anderen nur noch beweisen. Irgendwann würde der Kerl einen Fehler machen, dann würde sie ihn den anderen mit einem triumphierenden Lächeln präsentieren. Oder den Kerl am besten gleich Drea oder Rana überlassen. Für all die Jahre, in denen er sie in Angst versetzt hatte, sollte er bezahlen.

Von ihrem Fenster aus hatte Nadine beobachtet, wie Mari und Heidi versucht hatten, Jennifer zu bändigen und dann, ja dann hatte sie den Schatten wieder gesehen. Und diesmal war es nicht Stefan gewesen. Der hatte es inzwischen geschafft, das Haus zu betreten. Das war ihre Chance! Bei all den Menschen im Garten musste den Schatten doch jemand wahrgenommen haben.

In Windeseile war sie aus ihrem Zimmer gestürzt, natürlich nicht, ohne es hinter sich sorgfältig

abzusperren. Vorbei an Ariana, die auf dem Gang »drehundertelf, dreihundertzwölf, dreihundert ...« murmelte, hatte Nadine Kurs auf die Treppe genommen, die Tür aufgerissen – und war dort fast mit Heidi und Mari zusammengestoßen, die eine Stelle am Boden absuchten.

»Du bist sicher, dass es Boy war?«, hatte sie Heidis Worte noch aufgeschnappt, bevor Nadine schwindelig geworden war.

Boy. Eine vage Erinnerung ließ sie erbeben.

Boy. Sie kannte den Namen.

Boy. Er war damals auch ...

Oder nicht?

Doch, irgendetwas war da gewesen. Mit Julie, mit Rana. Auch Robin war nicht gut auf ihn zu sprechen. Und sie selbst? Warum reagierte sie auf diesen Namen? Sie musste Fiona informieren, sie spürte, dass es aus irgendeinem Grund wichtig war.

Wie sie Station 5 erreicht hatte, wusste Nadine nicht, doch nun stand sie hier und zupfte an Fiona herum, die sie weiterhin konsequent ignorierte.

Nun gut, dann eben anders. Nadine holte tief Luft.

»Boy ist verschwunden!«, brüllte sie in den Raum.

Es war, als hätte sie die Pausentaste einer Fernbedienung gedrückt. Auf einen Schlag verstummten alle und erstarrten in der Bewegung. Selbst die Sprinkleranlage gab nur noch ein dumpfes *Plopp!* von sich.

Wie in Zeitlupe drehte sich Fiona endlich zu ihr um. »WER ist verschwunden?«

»Boy«, erwiderte Nadine. »Er war hier. Aber jetzt ist er weg. Ob er mein Verfolger ...«

Der Rest des Satzes ging im ausbrechenden Tumult unter.

Juliette M. Braatz

»Bitte beruhigt euch wieder!«, bat Fiona die Anwesenden und hob beschwichtigend die Hände.

»Was meinst du damit? Soll das ein schlechter Scherz sein?« Rana starrte in Nadines schreckgeweitete Augen. Und obwohl sie selbst das Gefühl hatte, dieser miese Scheißkerl würde sich hier irgendwo verstecken, zog sie es vor, Nadine nicht noch zusätzlich zu verunsichern.

»Boy wurde nicht eingeladen. Er kann nicht von diesem Treffen wissen und deswegen auch nicht hier sein. Okay? Also warum verschonst du uns nicht mit deinem Verfolgungswahn und machst es dir auf einem Stuhl gemütlich? Im Schneidersitz. Wie früher. Und ... JENNIFER!!! Himmel noch mal, jetzt krieg dich endlich wieder ein!«

Alle Blicke wanderten wie auf Kommando in dieselbe Richtung. Jennifer hockte vor etwas, das sie irgendwie zu triggern schien. Sie wimmerte unverständliches Zeug, wippte wie in Trance vor und zurück und zeigte mit zitternden Fingern auf das, was vor ihr lag. Mari ging ein paar Schritte auf Jennifer zu und hockte sich neben sie. »Ick bin hier. Is schon jut. Komm, chill mal!« Dann nahm sie den seltsamen Gegenstand zwischen ihren rechten Daumen und Zeigefinger, drehte ihn vorsichtig, um ihn

begutachten zu können. »Ist wohl so was wie ein ... Flügel? Von einem Engel aus Holz.«

»Und da ist Blut dran, oder?« Robin trat ebenfalls näher.

»Und ein paar Grasspuren«, ergänzte Fiona, die natürlich verstand, weshalb Jennifer darauf reagiert hatte. »Kann etwas zu bedeuten haben, muss aber nicht. Wer weiß, wie lange das Ding hier schon herumliegt. Ist alles okay, Heidi?«

Fiona beobachtete, wie Heidi sich schon wieder Desinfektionsmittel über die Hände schüttete, und fragte sich, wie deren Haut das überhaupt mitmachen konnte. Die musste doch mittlerweile völlig durchtränkt sein von dem Zeug.

Was für ein Chaos! Fiona seufzte kaum merklich in sich hinein. Dabei hatte sie das alles ganz anders geplant. Aber jetzt schien die Sache hier völlig aus dem Ruder zu laufen.

Mist! Dass sie sich alle immer noch so schlecht im Griff hatten, damit hatte Fiona natürlich gerechnet, aber dass es nach zehn Jahren kaum Verbesserungen gab, stimmte sie sogar etwas traurig. Schließlich hatte sie sich damals so viel Mühe gegeben, hatte sich neue Behandlungsmethoden überlegt und ...

Sie hielt abrupt inne.

»Und bist du traurig, dann denke dir,
vielleicht sind die Engel bald hier.

Mit schützenden Flügeln, sanft umarmen,
halten sie dich warm.«

Jennifer wirkte nach wie vor in sich gekehrt, doch sie wimmerte nicht mehr, sondern sagte so etwas wie ein Gedicht auf. Sie wiederholte diese Zeilen, die jeder von ihnen noch heute auswendig kannte.

Eine unheimliche Stille machte sich im Raum breit. Niemand wagte, etwas zu sagen. Heidi hörte auf, ihre Hände einzureiben. Julie beobachtete Robin, wie dieser seine Stirn massierte. Selbst die sonst so taffe Mari stand mucksmäuschenstill da und starrte auf ihre schmutzigen Stiefel. Es schien, als hätte die Erinnerung an dieses Gedicht etwas hervorgeholt, das lange Zeit in ihrem Innersten verborgen war.

Verborgen, aber nicht vergessen.

Und während sich die anderen mit düsteren Erinnerungsfetzen quälten und womöglich unschöne Bilder von Boy vor ihrem inneren Auge sahen, setzte jemand aus ihrer Reihe ein zufriedenes Lächeln auf.

Es war fast so weit ...

Drea Summer

Die Stille im Raum war so laut, so erdrückend, energieaussaugend, kaum aushaltbar. Mari presste ihre Hände fest auf die Ohren und hörte das schnelle Pochen ihres Herzschlages. Adrenalin schoss pfeilschnell durch ihre Adern.

LUFT!

Es war, als würde eine unsichtbare Kraft ihren Brustkorb zusammenquetschen. Maris schwere Stiefel polterten über den Boden. Sie musste hier raus.

RAUS!

Noch immer hatte sie Probleme damit, wenn es um sie herum zu still war. Am schlimmsten war es abends, nachts, vor dem Einschlafen. Zwar ließ sie Musik laufen und doch war die Stille lauter als alles andere.

Genau wie jetzt. Nur ohne Musik.

Die Tür fiel mit einem lauten Knall ins Schloss und Mari atmete durch. Die Stille und Nadine. Wie kam sie darauf? Boy war verschwunden! Weg! Nicht mehr da! Das Blut! Der Engel! Tausende Gedanken schwirrten in ihrem Hirn umher wie Fliegen um totes Fleisch.

»Beruhige dich! Es ist alles harmlos. Hör, wie die Vöglein zwitschern. Hör, wie das Gebüsch raschelt«, flüsterte sie und blickte in den Nachthimmel. Einen Moment lang entspannte sie sich tatsächlich. Doch

schon im nächsten Augenblick hörte Mari ein Geräusch, sah Blätter, die sich bewegten, vielleicht zwei Meter von ihr entfernt.

Reglos stand sie da, wollte um Hilfe schreien, bekam aber keinen Ton heraus. Ihr Mund blieb offenstehen. Dabei war sie die Rationalste von allen Irren hier. Mari nahm kein Blatt vor den Mund, sagte immer, was sie dachte. Manchmal war sie zu laut, aber niemals zu leise. Warum zum Teufel hatte sie gerade jetzt ihre Stimme verloren? Der Kloß in ihrem Hals schwoll gefühlt auf die Größe einer Wassermelone an.

Eine Windböe streifte ihre Wange. Wieder ein Rascheln. Noch immer konnte sie nicht erkennen, wer sich dort hinten im Gebüsch versteckte. War es Boy? War er wirklich hier? Hatte Nadine recht? Hatte er den Engel hergebracht? Wollte er, dass sie sich an das erinnerten, was schon längst vergessen, verjährt aber niemals gesühnt worden war?

Mari hörte die Stimmen der anderen. Weit entfernt. Zu weit entfernt.

Zurück, du musst zurück! Du darfst jetzt nicht allein sein, brüllte es in ihrem Kopf. Und doch war sie nicht fähig, ihren Blick von dem Busch abzuwenden, geschweige denn einen Fuß nach hinten zu setzen.

Reiß dich zusammen! Es war der letzte Befehl, den ihr Hirn Mari befahl. Der Schmerz, der einen Augenaufschlag später durch ihren Kopf brauste, wurde von einem schwarzen Loch abgelöst, in das sie

ohne Vorwarnung fiel. Doch Mari spürte keine Angst, keinen Schmerz. Sie war frei. Ihre Gedanken, ihre Ängste lösten sich auf wie Nebel an einem sonnigen Morgen. Sie spürte nur noch Leere, wunderbare Leere ... und dann ein angenehmes Kribbeln.

Robin D. Jensen

Auf der Suche nach Mari stolperte Heidi über zwei Stiefel, die vor der Tür lagen. Aber es waren nicht nur Stiefel, da steckten Beine drin. »Mari!«

Heidi stieß einen Schreckensschrei aus und beugte sich über den leblosen Körper. O Gott, hoffentlich ist sie nicht tot, schoss es ihr durch den Kopf.

»Wir hätten das nicht tun dürfen?«, flüsterte plötzlich eine Gestalt neben ihr und atmete geräuschvoll aus.

»Was?«, fragte Heidi und blickte aus tränenfeuchten Augen zunächst auf die Person, dann wieder auf Mari.

»Wir hätten das nicht tun dürfen«, wiederholte die Frau, und erst jetzt erkannte Heidi Rana, die sich verzweifelt über die Stirn strich. »Er kriegt uns alle. Wir hätten nie, nie, nie ...« Sie schüttelte den Kopf, drehte sich um und lief davon.

»Was ist mit ihr?«, fragte Natalie, die mit Fiona nähertrat.

»Jemand hat Mari niedergeschlagen«, schluchzte Heidi. »Ich glaube, sie ist ...«

»Man, brummt mir der Schädel«, stöhnte Mari, die langsam zu sich kam. »Da hat mir einer so richtig eins auf die Zwölf gegeben. Gut, dass ick so 'ne harte Birne hab.«

»Das war bestimmt Boy«, murmelte Natalie.

»Ach, Blödsinn!«, widersprach Fiona. »Der ist nicht eingeladen.« Wobei sie immer noch rätselte, warum sie bei der Liste auf zwölf kam, Ariana, dieses Zählwunder, aber nur auf elf. Hatte sie sich wirklich erzählt oder stand etwa auf ihrer Liste jemand, den nur sie sehen konnte? Auf jeden Fall war da nirgends der Name Boy gewesen.

Fiona ging zurück ins Haus und nahm sich noch einmal ihre Liste vor:

Stefan
Nadine
Natalie
Jennifer
Ariana
Drea
Heidi
Mari
Rana
Robin
Julie

Sie kratzte sich am Kopf. Wie war das möglich? Plötzlich kam sie auch nur noch auf elf. *Werde ich jetzt auch verrückt?*, fragte sie sich fassungslos. *Oder wurden die anderen nie geheilt?*

Nun kam sie selbst in Zweifel, ob es damals eine

gute Entscheidung gewesen war, die elf zu entlassen. Und was war mit diesem ominösen Boy, vor dem alle Angst hatten, aber den sie selbst nicht sehen konnte?

Ein weiterer Schrei ließ Fiona zusammenfahren. Er kam vom Gang. Beunruhigt öffnete Fiona die Pendeltür und erblickte erst Drea, dann Ariana, die vor sich hinhinmurmelte: »Dreihundertvierundzwanzig. Jetzt weiß ich, was passiert ist. Boy hat ein Sechseck gestohlen. Na warte, wenn ich dich in die Finger bekomme, du Dieb!«

Erschrocken blickte Fiona auf das spitze Messer, über dessen Klinge Drea liebevoll strich. »Ariana, wir kaufen uns den Kerk«, flüsterte diese in verschwörerischem Ton.

Stefan Lochner

»Gern, aber zuerst muss ich meine Sammlung vervollständigen«, sagte Drea zu Ariana. Fiona starrte die beiden Frauen entsetzt an, brachte aber kein Wort heraus.

Ungerührt nahm Drea ihre Augäpfel-Sammlung aus dem Taschentuch und spielte Murmeln gegen die Wand. »Möchtest du mitspielen?«

Ariana kam näher und betrachtete die widerlichen Kugeln skeptisch. Sechsecke waren ihr lieber, diese charakterlosen Rundungen ekelten sie an.

»Wo habt ihr Boy versteckt?«, brüllte plötzlich Drea und fixierte Fiona mit wütendem Blick. »Sag es mir sofort, sonst landest auch du in meiner Sammlung.«

Stefan war Fiona nachgelaufen und legte jetzt einen Arm um Drea, die kreischte wie eine Sirene bei einem Bombenalarm. »Ich bringe dich zu ihm.«

Dreas wutverzerrte Miene entspannte sich. Ihre Belohnung wartete. Die leeren Fensterhöhlen im Gang von Station 5 starrten sie an wie Schädel, an denen sie sich gütlich getan hatte. Vor der Treppe blieb Drea stehen und starrte ins Untergeschoss, das sie nicht mehr betreten hatte, seit damals Mari und Jennifer einen Neuankömmling in die Sitten und Gebräuche der Anstalt eingewiesen hatten.

»Komml«, brummte Stefan und zog sie weiter.

Vorsichtig setzte Drea einen Fuß vor den anderen und ignorierte mit Mühe eine riesige Spinne, deren acht Augen sie neugierig betrachteten, als wäre sie das nächste Gericht in der Menüfolge. Stefan fing das Tier und stopfte es sich in den Mund. Er hatte also diese Marotte immer noch nicht abgelegt.

Angewidert folgte sie ihm in den dunklen Gang, der zum Keller führte. Vor ihr lag ein Mann auf dem Bauch.

»Ist das Boy?«, fragte Drea und leckte sich begierig über die Lippen. »Hilf mir, ihn umzudrehen?« Stefan, gutmütig wie immer, wenn es um Drea ging, packte den leblosen Mann und rollte ihn, bis er auf dem Rücken lag. Drea hockte sich hin und fummelte mit ihrem heiligen Messerchen routiniert den linken Augapfel heraus, schleckte ihn sorgfältig sauber und legte ihn zu den anderen in das Taschentuch. Dann blickte sie fassungslos auf das rechte Auge. »Das ist ja aus Glas! Jetzt ist meine göttliche Ordnung gestört.«

Sie sprang auf und Stefan, der sah, wie sie sein rechtes Auge lüstern fixierte, rannte davon, falls man das so nennen konnte.

»Bleib stehen, ich tu dir doch nichts«, brüllte Drea ihm nach.

»Von wegen! Ich weiß genau, was du willst, aber mein Auge wirst du nicht bekommen«, rief Stefan und machte sich aus dem Staub.

Drea folgte ihm in den Keller, sie hatte Blut geleckt.

Hier war es noch dunkler. Ihre Hand tastete nach rechts, spürte eine Klinke, drückte sie nach unten. *Ich brauche ein zweites Auge. Ungerade Zahlen bringen Unglück!*

Als sie die Tür aufgestoßen hatte, umwehte sie der Wind des Todes. Durch ein Oberlicht drang fahles Mondlicht in den Raum. An der linken Wand hing ein Skelett in Fesseln. War das echt?

Ein augapfelterschütternder Schrei drang an ihre Ohren. Drea brauchte ein paar Sekunden, um sich zu sammeln, dann trat sie zurück auf den Gang. Im Halbdunkel erkannte sie eine Gestalt, die auf dem Boden lag. Wer war das?

Drea beugte sich über ihn. Jemand hatte dem Kerl wohl die Kehle durchgeschnitten. FÜR MARI, stand in blutigen Buchstaben auf dem kalten Boden. Triumphierend streckte Drea die Faust gen Decke und machte sich am Schädel des Toten zu schaffen. Endlich bekam sie das zweite Souvenir. Drea war so glücklich, dass sie nicht mitbekam, wie jemand aus dem Schatten trat.

»Hallo, Drea!«

Heidi Troi

Drea blickte auf. Was sollte dieser seltsame Ton in Arianas Stimme? Geilte sie sich an dem Blut auf, das sich in einer Pfütze um den Toten ausgebreitet hatte? Das Glitzern in ihren Augen deutete darauf hin, ebenso ihre Zungenspitze, die mit einer schnellen Bewegung Arianas Lippen befeuchtete.

Drea verkniff sich ein belustigtes Schnauben. *Jeder, wie er will*, dachte sie. Wenn Ariana Tote geil fand, dann sollte sie glücklich mit der Leiche werden. Aber natürlich erst, nachdem Drea ihre Sammlung vervollständigt hatte. Das war jetzt vorrangig.

Ihr Blick flog wieder zu dem Toten. Unbeeindruckt vom Blut zückte sie ihr Messer und pulte das rechte Auge heraus. Mit einem schmatzenden Geräusch sprang es aus der Höhle. Zufrieden hielt Drea das glibberige Ding in der einen und Boys Auge in der anderen Hand. Moment! Boys Auge war braun, das von dem hier blau ... grau ... grün ... Egal. Jedenfalls hatten die beiden Augen verschiedene Farben. Ein Schönheitsfehler, der ihr nicht hätte unterlaufen dürfen. Jetzt war ein Augenpaar verschiedenfarbig, das störte die Ordnung gewaltig.

Noch während Drea in Gedanken abwog, ob es besser wäre, gleich noch das zweite Auge zu entnehmen und dann ein anderes mit brauner Iris zu

suchen, das Boys Glasauge in ihrer Sammlung ersetzen konnte, hörte sie es: Eine tonlose Stimme kroch von draußen in den Raum, füllte jede Ritze, jede Spalte und erreichte Dreas Gehörgang, wo sie ein Frösteln auslöste, das Drea über den Rücken lief.

»Und bist du traurig, dann denke dir,
vielleicht sind die Engel bald hier.
Mit schützenden Flügeln, sanft umarmen,
halten sie dich warm.«

Das Gedicht, das Jennifer wieder in ihrer aller Bewusstsein gerückt hatte, wurde von dieser Stimme als eintöniger Singsang intoniert. Es schien von überall zu kommen ... Mit Schrecken beobachtete Drea, wie dieses körperlose Lied von Ariana Besitz ergriff. Ihre Miene erschlaffte. Wie ferngesteuert bewegten sich ihre Lippen zu der Melodie, tonlos, dann konnte Drea einzelne Worte verstehen.

Arianes Augen weiteten sich und fixierten Drea, die immer noch auf dem Boden neben der Leiche kniete. Dann machte sie einen schleppenden Schritt auf Drea zu. Einen weiteren und noch einen ...

In ihrer Hand blitzte ein blutiges Messer.

»Und bist du traurig, dann denke dir ...«

Fiona Limar

»Was geht hier vor?«, rief Fiona, die plötzlich am Türrahmen stand und den Singsang abrupt unterbrach. Ariana schaute verwirrt um sich, als würde sie aus einem Traum erwachen. Langsam ließ sie die Hand mit dem Messer sinken. Drea verbarg hastig etwas unter ihrem Shirt.

»Was ist hier passiert?« Ungläubig starrte Fiona auf die Leiche am Boden. »Mein Gott, das ist Hans!« Er war es tatsächlich, sie hatte sich seine Anwesenheit nicht eingebildet. Er war so real, wie seine Angst vor Boy begründet gewesen war. Sie beugte sich zu dem Toten hinab. »Sein rechtes Auge fehlt«, stellte Fiona fest und schaute zu Drea.

»Das war schon so«, erwiderte diese schnell und verschränkte die Arme vor dem Bauch.

Ariana streckte zwei Finger in die Höhe. »Zwei Tote, eins, zwei«, sagte sie in einem kindlichen Singsang. »Boy ist tot. Stefan hat uns zu ihm geführt und ist jetzt selbst tot. Eins, zwei.«

Wieso Stefan? Das hier war doch Hans!

»Hör auf zu zählen und zeig mir, wo er ist«, fauchte Fiona. Das durfte doch alles nicht wahr sein! Hoffentlich handelte es sich nur um eine kollektive Wahnvorstellung.

Aber leider war auch die zweite Leiche, vor der sie

kurz darauf stand, keine Einbildung. Und der Tote war zu allem Überfluss bereits entdeckt worden, alle anderen Teilnehmer des Treffens hatten sich um ihn geschart wie Fliegen um das Aas.

»Wer ist es? Könnt ihr erkennen, wer es ist?« Julies Stimme war nicht mehr als ein ängstliches Flüstern.

»Das ist Boy«, trompetete Drea fast fröhlich aus dem Hintergrund.

»Boy? Das kann nicht sein!« Robin stürzte nach vorn und warf sich über den Toten. »Du verdammter Mistkerl, so einfach kannst du dich nicht davonmachen! Wir waren noch nicht fertig miteinander.« Doch dann stutzte Robin und stand langsam auf. »Das ist nicht Boy. Das ist jemand mit einem Glasauge, den ich noch nie gesehen habe. Sein anderes Auge fehlt.«

Drea begann, leise zu pfeifen und richtete den Blick zur Decke.

»Natürlich ist das nicht Boy, das ist George, mein George.« Julie drängte sich nach vorn. »Sein Grab im Garten war leer, jetzt ist er zu mir zurückgekehrt. Er muss mir helfen!« Sie streckte die Arme nach dem Toten aus wie eine liebeskranke Mondsüchtige.

»Hör auf! Der wird niemandem mehr helfen.« Mari riss sie zurück und Julie sank ihr schluchzend in die Arme. Fiona schaute fassungslos auf den um sich greifenden Wahnsinn. Aber der war jetzt nicht einmal ihr Hauptproblem. Hier ging ein Mörder um, der sein

Werk offenbar gerade erst begonnen hatte. Sie mussten sich schleunigst in Sicherheit bringen.

»Wir bleiben jetzt alle ganz nah beieinander und gehen in den Keller!«, kommandierte sie und steuerte auf die Treppe zu. Zufrieden stellte Fiona fest, dass die anderen ihr folgten. Sie öffnete eine schwere Tür zu jenem Raum, der als Versteck wie geschaffen war. Ein muffiger Geruch schlug ihnen entgegen.

»Das ist aber schmutzig hier«, jammerte Heidi.

»Und so still«, ergänzte Mari. »Wir sollten etwas singen.«

»Niemand singt! Achtet auf euren Vordermann und bleibt zusammen!« Fiona ging als Letzte und schloss die Tür zu dem Raum, dessen Wände vom Boden bis zur Decke gekachelt waren. Durch ein Fenster ganz oben in der Wand fiel etwas trübes Licht.

»Was ist das denn?« Robin zeigte auf mehrere große Bottiche, die mit Holzplatten abgedeckt waren. Am oberen Ende jeder Platte befand sich ein Loch, gerade groß genug, um den Kopf hindurchzustecken.

»Das sind die Wannen für die Zwangsbäder. Wir befinden uns hier im historischen Trakt der Psychiatrie, solche Methoden werden heute nicht mehr angewendet. Es ist nicht gerade gemütlich hier, aber dafür sicher. Sind alle da? Wir zählen schnell mal durch.« Fiona schaute prüfend in die Runde.

»Stefan, wo ist Stefan?«, fragte Natalie. »Ja eben, wo

ist Stefan?«, kam es plötzlich von allen Seiten.

»Wir hätten besser auf ihn achtgeben müssen, bestimmt irrt er hilflos durch die Gänge.«

Konnte das wirklich sein? Aber hatte Ariana nicht den toten Hans für Stefan gehalten? Fiona war sich nicht mehr sicher, was sie glauben sollte. Im allgemeinen Tumult, der nun ausbrach, bemerkte niemand, wie sich der Deckel von einer der Wannen ganz langsam hob.

Mari März

»Hörst du das auch?«, fragte Julie und krallte ihre Finger um Maris Handgelenk.

»Ich wäre froh, endlich mal was anderes zu hören als Jennifers Kreischen und Arianas Zählmanier«, murkte sie und versuchte, Julies Finger von ihrem Arm zu ziehen. Diese hingegen klammerte sich noch fester an Mari und flüsterte: »Sei doch einfach mal leise, dann hörst du es auch.«

Mari verzog ihren Mund, blieb aber stumm und blickte andächtig in die Runde. Im faden Licht des Mondes konnte sie Nadine sehen, die sich hysterisch kratzte. Robin schwenkte den Kopf und brabbelte irgendetwas vor sich hin. Drea lutschte verhalten an einem runden Ding, das aussah wie eine Murmel. Rana und Heidi tuschelten leise miteinander und Fiona ... Natürlich! Die kritzelte wieder irgendetwas in ihr Notizbuch. So weit – so gut. Der ganz normale Wahnsinn. Also was sollte sie hören, das Julie solche Angst einjagte?

Maris Blick fiel auf den Deckel einer dieser seltsamen Holzwannen. War es Zufall, dass Fiona sie in den historischen Trakt der Psychiatrie gebracht hatte? Welche Methoden wurden hier denn durchgeführt? Zwangsbäder, hatte Fiona gesagt. Ähnlich wie Waterboarding bei der Mafia?

Etwas regte sich unter dem Deckel. Und jetzt hörte Mari es auch. Ein Rascheln, das stetig lauter wurde.

»Haltet mal die Klappe!«, zischte sie und trat näher an den Bottich heran. Das Geräusch war seltsam. Wie ein Hornissenschwarm. Nein. Ausgelöst durch größere Körper. Das konnte doch nicht sein.

Julie hing immer noch an Maris rechtem Arm. »Jetzt hörst du es, oder?«

»Ja, verdammt!«, fluchte Mari leise. Ihre linke Hand schwebte über dem Deckel. Aus dem Loch in der Mitte flog eine Feder.

»Tue es nicht!«, rief Nadine, kratzte sich weiter und rammte dann ihre Fingernägel tief in die Haut. Die anderen kamen näher, bildeten einen Kreis um den hölzernen Bottich. Ihre Gesichter wirkten angespannt, Jennifer setzte zu einem Schrei an. Dabei war hier nichts grün.

»Das ist doch alles gequirlte Oberscheißel!« Mari griff in das Loch und zog am Deckel, der alles andere als leicht war. Nur mit Mühe konnte sie Julie abschütteln und dann mit beiden Händen zupacken. »Ick hab die Faxen jetzt echt dicke, Freundel!« Mit einem Ruck zerrte Mari den Deckel vom Bottich. Eine Schar Sperlinge flatterte aufgeregt über ihre Köpfe hinweg. Julie duckte sich. Tränen stiegen in ihre Augen. »Seht ihr das? Hört ihr die Sperlinge?«

Mari hätte gern verneint und Julie einen weiteren Vortrag über die Macht der Suggestion gehalten. Aber

sie sah und hörte die flatternden Biester. Das waren tatsächlich Sperlinge. Und die Eine-Million-Dollar-Frage lautete: Wie kamen die Vögel hierher in den Keller?

Eine weitere Frage bildete sich in Maris Kopf, der so leer war wie ein Museum im Corona-Lockdown. Fasziniert schaute sie den Sperlingen nach, die laut tschilpend auf rostigen Wasserrohren hockten und dann irgendwo in der Dunkelheit verschwanden.

Plötzlich war es wieder still. Nur Nadines manisches Kratzen war zu hören und Julies Schluchzen.

Mari schaute zu Fiona, die sanft lächelte. Wie sie es hasste – dieses Alles-ist-gut-Lächeln. Nichts war gut. Obwohl Mari ahnte, was sie erwartete, senkte sie den Blick in den Bottich. Wie zum Henker war das möglich? Wer erlaubte sich diesen stilfreien Scherz?

Auf dem düsteren Grund des Bottichs blitzte etwas Metallisches. Ein Summen klang durch die Stille, dann Maris genervte Stimme. »Julie, vielleicht bist du doch nicht irre.«

Diese erhob sich, schlich neben Mari und krallte erneut ihre Finger um deren Handgelenk. »Nein!«

Heidi kramte in ihrem Rucksack, wo neben den Flaschen mit Desinfektionslösung wohl auch etwas Sinnvolles verstaubt war. Der Strahl einer Taschenlampe durchbrach die Dunkelheit und leuchtete direkt in den Bottich, auf dessen Grund eine

Schreibmaschine stand, deren Typen glühten. Ein Stück Papier war über die Walze gespannt. Mari beugte sich tiefer, um besser lesen zu können.

Natalie Schauer

ICH KRIEGE EUCH ALLE!, stand in schwarzer Schrift auf dem weißen Papier. Mari trat einen Schritt zurück und holte tief Luft. Diese verdammte Freakshow ging ihr gehörig auf die Nerven.

»Was ist?«, rief Natalie von hinten und drängte sich an Mari vorbei, immer eine Hand an der Wand, wie sie es immer tat.

Als sie in den Bottich blickte, wurde ihr eiskalt.

»Das ist doch wohl der Beweis. ER ist da!«, schrie Natalie panisch und rannte zur Tür, die sie aufriss. Niemand folgte ihr.

»Boy ist hier!«, hörten die anderen noch, dann war Natalie verschwunden.

Einer nach dem anderen blickte nun in den Bottich.

»George ist hier«, flüsterte Julie.

»Hör endlich auf mit deinem George!«, brüllte Mari und packte Julie an den Schultern. »Hör endlich auf! Dein scheiß George existiert nicht.«

Ein markerschütternder Schrei ließ alle innehalten und auch Mari verstummte plötzlich und ließ Julie los.

Der Schrei war von oben gekommen, von der Treppe.

»Ich gehe nachsehen und dann haue ich hier ab. Schluss mit mordslustig!« Mari meinte es ernst. Das war ja nicht mehr auszuhalten.

Wie auf Kommando folgten ihr die anderen. Leise schlichen sie zur Treppe, setzten einen Fuß vor den anderen. Wieder war da diese seltsame Stille, die plötzlich durch ein monotones Poltern durchbrochen wurde.

Poch!

Poch!

Poch ...

Die Gruppe wich zurück, etwas kam auf sie zu.

Etwas?

Oder jemand?

Alle hielten den Atem an, als sie begriffen, was da die Treppe heruntergerollt kam. Natalies Kopf knallte von einer Stufe auf die nächste und kugelte dann weiter über den Boden ... bis direkt vor die Füße derer, die noch übrig waren.

Der blutige Kopf. Ohne Körper.

Die braunen Augen weit aufgerissen, den Mund geöffnet, sah es so aus, als würde Natalie noch immer schreien. Aber das tat sie nicht. Nie mehr. Der Rumpf war vom Hals getrennt worden, ein sauberer Schnitt.

Zitternd schaute Mari zur Treppe. Sie hatte ihren Plan, von hier zu verschwinden, vorerst aufgegeben. Auf keinen Fall wollte sie so enden, so kopflos wie Natalie.

»Und bist du tot, so holen sie dich,
die Engel, die es taten für mich.

Die Engel, die dich bringen zu mir,
um zu tun, was ich zu tun gedenke mit dir.«

Das Gedicht ertönte, die nächste Strophe, eine andere, eine tödliche Melodie.

»Dann ist ER also wirklich hier?«, mutmaßte Mari.
»Wer hat ihn eingeladen? Du, Drea?«, flüsterte sie in scharfem Ton.

»Das lass ich mir nicht unterstellen«, brüllte Drea.

»Sei doch still!«, riefen die anderen.

Robin legte eine Hand auf Dreas Arm, die unwillkürlich zusammenzuckte. »Wir müssen zusammenbleiben und uns gemeinsam verteidigen, falls er uns angreift. Wir sind viele, wir können es mit ihm aufnehmen.«

Robin hatte recht, das wussten alle hier und rückten näher zusammen. So standen sie nun da: Rücken an Rücken, zusammengepfert, zitternd vor Angst, der Hölle ausgeliefert.

Niemand bemerkte, dass sich in einem der hölzernen Bottiche erneut etwas regte.

Ariana Lambert

Wie eine Schar Gänse vor der Schlachtung standen sie im Dunkel des Kellers beisammen. Keiner sprach ein Wort. Mit angehaltenem Atem warteten sie, was als Nächstes passierte. Eine verdammte Stecknadel hätte man auf den Boden fallen hören.

»Was zum Teufel ...?«, quietschte Mari plötzlich.

»Wo ... zum Teufel ... ist Fiona?«, fragte Julie.

»Und bist du traurig, dann denke dir«, säuselte eine leise Stimme aus der dunklen Ecke.

Wie die dummen Gänse, die sie alle waren, drehten sich die Mordslustigen geschlossen in die Richtung, aus der die Stimme kam.

»Wer ist da?«, flüsterte Nadine.

»Vielleicht sind die Engel bald hier«, sprach es weiter von dort.

»Verdammte Scheiße!«, kreischte Ariana. »Wer ist da? Zeig dich!«

Drea zuckte zusammen und verschluckte sich beinahe an dem Auge, das bislang in ihrer Wangentasche gelegen hatte. Sie spuckte es in ihre Hand.

»Mit schützenden Flügeln, sanft umarmen.«

»Fi...ona?«, fragte Robin entgeistert.

»Halten sie dich warm«, vollendete Fiona den Spruch und trat in den zitternden Lichtkegel, den

Heidis Taschenlampe in das Dunkel warf.

»Fiona, was soll der Scheiß?«, fragte Juliette.

Die rieb sich die Hände, als wäre ihr kalt. Ein seltsamer Zug lag über ihrem Gesicht. Den Mund zu einem nachsichtigen Lächeln verzogen, sah sie ihre Schützlinge nacheinander an. »Euch kann jetzt nichts mehr geschehen. Ihr seid in Sicherheit, meine Engel!«

»Hä?«, stieß Rana hervor. »Was redest du?«

»Ja«, mischte sich sogar Jennifer ein, die nicht mehr schrie, sondern endlich etwas sagte. »Was soll das bedeuten?«

»Es bedeutet das, was ich sagte: Niemand wird euch je wieder etwas tun. Hier wird es enden. Dafür habe ich gesorgt.«

»Scheiße, Fiona!«, rief jetzt Mari. »Ich habe nie viel von dir gehalten, aber du bist unsere Therapeutin. Also warum laberst du dieses verrückte Zeug?«

Fiona trat näher an sie heran und ließ erneut den Blick über ihre Schützlinge schweifen. »Ihr seid gequälte Seelen. Gute Menschen, denen das böse Leben so bitter mitgespielt hat. Das muss ein Ende haben! Niemand hat das verdient.«

»Was hast du getan?«, fragte Heidi so leise, dass es kaum einer verstand.

Robin setzte sich in Bewegung und hastete die Treppe nach oben. Nur Sekunden später kam er wieder herunter und keuchte: »Abgeschlossen!«

»Keiner kommt hier raus. Niemand!« Fiona klang

weniger nachsichtig, dafür mehr ... teuflisch.

»Du steckst mit Boy unter einer Decke«, mutmaßte Robin.

Fionas Stirn zierte eine tiefe Falte. »Es gibt keinen Boy, verdammt noch mal! Es gab nie einen. Ihr seid alle komplett irre. Wir ... sind alle irre. Es gibt keinen George, keinen Stalker, keinen Hans, nichts davon. Das ist alles Humbug. Versteht ihr denn nicht? Es gibt keine Therapeutin. Ich war genauso Patient wie ihr. Aber wir haben dieses Leben nicht verdient. Keiner von uns.«

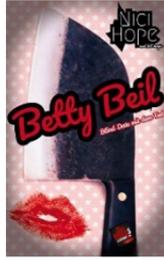
Wieder glitt ihr Blick über jeden einzelnen von ihnen. »Es wird uns besser gehen. Versprochen! Hier kommt keiner von uns wieder raus. Und morgen früh kommt der Bagger.« Fiona legte eine theatralische Pause ein. »Versteht ihr? Der Bagger. Dieses Gebäude wird abgerissen. Nichts von alledem ... nichts wird übrig sein. Und uns wird es gut gehen. Ich ... ich kümmere mich um euch. Wie ich es immer getan habe.«

BLIND DATE MIT DEM TOD

DIE.MORD(S)LUSTIGEN widmen sich seit Anfang 2021 dem Thema: Blind Date mit dem Tod. Wir einigten uns auf folgende Rahmenbedingungen, die jede Geschichte enthalten muss:

- die Verwendung des Begriffs »mordslustig«
- sowie einen Autor oder eine Autorin als handlungsrelevante Person.

Kennst du schon alle Geschichten?



Autorin Nici ist wieder Single. Nach einem kleinen Schubs ihrer Freundin Mia, meldet sie sich bei Tinder an und stürzt sich in prickelnde Sexdates. Doch warum verschwinden die Männer danach? Während Nicias Libido neu aufblüht, schlitzt sich ein Killer mit Beil durch die Kleinstadt.



Danny ist erfolgreich.
Danny geht über Leichen.

Der Online-Broker lebt im Herzen Berlins. In seiner Luxus-Suite im Hotel Waldorf Astoria erledigt er die schmutzigen Geschäfte und verführt seine Blind Dates. Frauen sind für ihn nicht mehr als Beute. Jagdtrophäen. Hübsche Bethäschen, mit denen er sich die Zeit vertreibt.

Kurzum: Danny ist ein Arschloch.
Danny wickelt sie alle um den Finger.

Na ja, FAST alle!



Der schüchterne Hans entschließt sich nach langem Zögern, über eine Dating-Plattform Kontakt zu Frauen herzustellen. Er kann sein Glück kaum fassen, als die attraktive Nadine sich mit ihm treffen möchte und ihm im Gespräch auch großes Interesse entgegenzubringen scheint. Hans gerät so sehr in ihren Bann, dass er bereit ist, ihr alles zu geben, ohne zu ahnen, in welche Gefahr er sich begibt, denn bei ihr ist nichts wie es scheint.

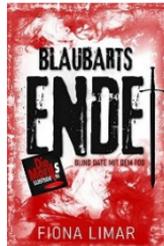


Roland trifft sich das erste Mal mit Ari Ane, einer Bekannten aus dem Internet. Doch das lang ersehnte Date läuft völlig anders, als er es erwartet und erhofft. Kann er entkommen? Alles hängt davon ab, dass sein Hilferuf die Empfängerin erreicht und diese zweite Dame reagiert, obwohl sie ihn ebenfalls nur virtuell kennt.



»Komm als Fremder, geh als Freund!«,

liest Finn über der Tür der einsamen Hütte in den Bergen. Zeit, darüber nachzudenken findet er nicht, denn im nächsten Moment ist er geblendet von der Schönheit, die ihn hereinbittet. Ist das die Alte, deren aufregendes Abenteuer er für ein lukratives Taschengeld spielen möchte? Kaum einen Moment später wünscht sich Finn, er hätte die Hütte niemals betreten ...



Eigentlich hat Jana keine Lust auf ein Date mit einem Unbekannten. Schließlich lässt sie sich von der Einladung auf eine alte Burg dazu verlocken. Ihr Treffen mit dem charismatischen Mann beginnt romantisch und vielversprechend. Als Jana jedoch auf ein Geheimnis stößt, nimmt es für beide eine dramatische Wendung.



Nacht für Nacht kellnert Mary im runtergekommenen Stripclub *Blind Date*, denn allein von ihren Liebesromanen lässt sich die Miete selbst in einem schäbigen Vorort von Las Vegas nicht bezahlen. Doch sie glaubt an den Erfolg ihrer Bücher und erträgt daher die lüsternen Blicke der Gäste, wenn sie verkleidet als Marilyn Monroe abgestandenes Bier serviert. Außerdem passt Stephen, der Türsteher des Clubs, auf sie auf. Doch dann erscheint ein geheimnisvoller Unbekannter und verführt Mary zu einer wilden Nacht.

Von seinem Charme angezogen geht Mary mit ihm und lässt sich auf das Abenteuer ein.

Was soll schon passieren?



Lorenz Lovis will eigentlich nichts als die Ruhe zwischen zwei Aufträgen genießen, da schrecken ihn geheimnisvolle Botschaften auf und er muss wieder ermitteln. Diesmal in eigener Sache. Gut, dass ihm Hanne Wiedenhof mit drei Krimiautorinnen zur Seite steht.



Was würdest du tun, um die Wahrheit herauszufinden?

Manfred trifft sich zu einem angeblichen Blind Date mit der Mörderin seines Bruders, dessen Tod er aufklären will. Er ist gut vorbereitet, hat alles bis ins Detail geplant. Doch hat er auch die Verführungskünste einer eiskalten Killerin in seinen Plänen berücksichtigt? Schnell wird Manfred klar:

Leg dich besser nicht mit einer Thrillerautorin an!

Weitere Geschichten folgen 2022 ...



Besucht uns online:

die-mordslustigen.jimdosite.com

www.facebook.com/DieMordslustigen

www.instagram.com/die.mordslustigen